

(Nachdruck verboten.)

23) Semper der Jüngling.

Ein Bildungsroman von Otto Ernst.

Das Bergfest wurde also ohne Direktor und ohne Lehrer, nichtsdestoweniger aber mit Glanz gefeiert. Niemand rührte mit Wort oder Miene an das Vergangene; Schäflein und Wölfe benahmen sich gleich taktvoll; nur Morieux zog einmal Sempern auf die Seite und flüsterte erregt:

„Du mußt eine Rede halten!“

„Ja? Worüber?“

„Na — zum Dank für die Einladung!“

Asmus brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Das könnte mir fehlen! Nein, mein Junge, ich bin sehr vergnügt und feire das Fest ohne jeden Hintergedanken — aber auch noch „danke“ sagen —? Das mach Du nur selber! Das heißt, wenn Du's tust, erschlage ich Dich!“ fügte er schnell hinzu.

Und zu den hübschesten Dingen dieses Festes gehörte es, daß der erste Trinkspruch, den der Präside ausbrachte, dem Direktor galt. Er hatte sie auch bei dieser Gelegenheit nicht eben liebenswürdig behandelt; aber sie liebten ihn alle; denn er hatte das eine, für das die Jugend ein so besonders feines und lebhaftes Empfinden besitzt: Gerechtigkeitsgefühl. Die Jugend veröhnt sich mit dem strengsten Zuchtmeister, wenn er gerecht ist, und sie verachtet, sie haßt den willfährigsten Lenker, wenn er das Recht beugt. Sie wußten es alle: dieser Dr. Korn hatte ein Rückgrat nach oben und nach unten, und wenn es in einem Konflikt zwischen Lehrer und Schüler zu entscheiden galt, so waren sie ihm nicht Lehrer und Schüler, sondern Menschen. In aller Gedächtnis strahlte mit unauslöschlichem Glanze ein Richterspruch des „Alten“. Ein Religionslehrer hatte mit allerlei verfänglichen Fragen einen verdächtigen Jüngling auf seine Rechtgläubigkeit untersucht. Der Jüngling beschwerte sich bei dem Direktor über diese Belästigungen, und Korn, als er beide Parteien gehört hatte, sagte: „Herr Doktor, Sie haben sich aller Zewissensfragen zu enthalten. Wir sind hier tolerant.“

Es war zu jener Zeit, als der leise schreitende Einfluß der Geistlichkeit noch nicht überall war und die oberen Stellen nicht mit den Günstlingen der Kirche, sondern mit den Günstlingen Minervens besetzt wurden.

Von der orthodoxen Theologie war der Mann allerdings weit entfernt; er war Philolog und Philosoph und liebte das Zeitalter der Aufklärung und der Enzyklopädisten, das er mit sprühendem Geist, lebendig und groß darzustellen wußte, so groß, daß Asmus, wenn ihm später der banale Aufklärer in seiner ganzen Schrecknis begegnete, nie mehr vergessen konnte, wie die Gedanken, die klein sind in den kleinen Köpfen, groß gewesen in den großen. Wenn er ein Kapitel des christlichen Glaubens behandelte, etwa die Dreieinigkeit, so trug er es genau nach der Dogmatik vor, ohne Kritik und ohne Polemik, und wenn er fertig war, sagte er aufatmend:

„So. Das lehrt die Kirche. Was Sie davon glauben wollen, steht bei Ihnen.“

Diesen Grundsatz bewährte er nach jeder Richtung. Der Gläubige atmete unter ihm so frei wie der Zweifler.

Und obwohl Asmus das Brandenburgisch-Preussische sonst nicht liebte, — die Schleswig-Holsteiner sind keine Kommunitäten, — so sagte er sich doch, daß der Geist dieses Mannes das Beste am ganzen Seminar, ja, daß er beinahe das einzige Gute an dieser Anstalt war. Sein goldener Präparandenraum vom reich besetzten Tisch der Wissenschaften und Künste hatte einer großen Ernüchterung Platz gemacht; aus der Hochzeit des Kamacho, wo die Kinder, Gammel und Hasen und die Schläuche Weines nicht zu zählen gewesen, war ein Gastmahl des Harpagon geworden. Von einem, der studieren will, sagen die plattdeutschen Bauern: „he will studeern leern“ und sprechen damit, ohne es zu wissen, ein feines Wort. In drei oder vier Jahren kann man nicht viel studieren; aber man kann studieren lernen, und das ist viel mehr. Bei Korn lernte man studieren. Nach seinen Vorträgen rief es in Asmus mit tausend Begierden: Mehr! mehr! und ihm war, als müßte er mit Armen des Geistes das ganze Firma-

ment der Gedanken umspannen und in seine Brust herabziehen. Nach den Stunden der andern hatte man immer genug, und wußte doch, daß es nichts war. Sie gaben trodenes Brot, das schnell satt macht, oder sie gaben Steine statt des Brotes, oder sie gaben nicht einmal Steine. Ein Glück noch, wenn sie komisch waren, wie der gute Mister Belly, und wenigstens auf solche Art die Jugendlust lebendig erhielten.

26. Kapitel.

(Mister Belly und der geheimnistolle Zimmermann).

Mister Bellys Stunden waren freilich in einer gewissen Hinsicht lauter Feste. Mister Belly war eines jener Wunderkinder gewesen, die schon mit drei Jahren englisch sprechen, weil sie in England geboren sind, und das war sein Hauptverdienst. Zu diesem Englisch hatte er nur noch zweierlei hinzugelernet: ein Französisch mit englischer Aussprache und Betonung und ein für einen Ausländer recht passables Deutsch. Auf weitere Anforderungen aber reagierte er nicht. Es ist nie ans Licht gekommen, ob er von Goethe, Schiller und Lessing irgend etwas kannte; das aber stand fest, daß er von der nachgoethischen Literatur nur den „Königsleutnant“ von Gutzkow kannte. Ein Engländer gesteht dergleichen ganz kaltblütig ein und hält es für Nationalbewußtsein. Von Zeit zu Zeit fragten ihn die Seminaristen:

„Mister Belly, wie heißt noch das deutsche Drama, das Sie kennen?“ und dann antwortete er mit dem unschuldigsten Gesicht von der Welt:

„Also mal „The King's Leutnant“, denn er leitete jeden Satz mit den Worten „also mal“ ein.“

Wenn nun aber auch Mr. Belly recht gut deutsch sprach, so sprachen es die deutschen Seminaristen doch besser, und als Lehrer ohne imponierende Kräfte unter übermütige Kinder einer fremden Sprache verfeßt sein, das ist gerade so schön, wie als Taubstummer unter Kannibalen geraten. Da beim englischen Unterricht eine Grammatik von Gurke gebraucht wurde, so sagte der unglückliche Belly eines Tages: „Bringen Sie zur nächsten Stunde Ihre Gurke mit“, und an solchen und ähnlichen Gurken hatte der Gute natürlich lange zu kauen. Unter der gütigen Leitung Mr. Bellys mußte unser Asmus etwa hundertmal die Geschichte von Robin Hood lesen (Mr. Belly wollte auf solche Weise bei seinen Schülern eine gute Aussprache erzielen); aber dennoch brachte jede Stunde eine Abwechslung. Heute war es ein Hampelmann, der hinter Mr. Belly an der Wand hing und durch einen dünnen, bei dem Seminaristen Stelling endigenden Faden dirigiert wurde, morgen war es ein Seminarist, der in den Kartenschrant eingesperrt wurde und dort während der Stunde gespenstische Geräusche hervorbringen mußte, übermorgen ein Seminarist, der aus Turnjacken, Turnhosen, Turnschuhen und einer Mütze hergestellt, dann in ein kleines Stabniet gesetzt und für „eingeschlafen“ erklärt wurde, so daß Mr. Belly hinging, um ihn zu wecken, und so mit und ohne Grazie ins Unendliche. Ein Rouleau, das hochgezogen werden sollte, entwickelte sich regelmäßig zu einer ganzen komischen Oper; denn natürlich fiel der Vorhang, wenn er endlich nach langen Mühen aufgewickelt war, mit furchtbarem Geräusch wieder herab, und je mehr hilfreiche Hände herbeikamen, desto unmöglicher erschien natürlich die Wändigung des heimtückischen Vorhanges. Der eigentliche Belly-Spezialist aber war jener Stelling.

Stelling war ein glänzend begabter Bursche, der aber am Unterrichts eigentlich nur als wohlthollender Zuhörer teilnahm und eine unüberwindliche Abneigung gegen Bücher und Feste hegte. Was er an solchen Dingen mit sich führte, beschränkte sich für gewöhnlich auf ein kleines Festchen, das er, um seine ganze Verachtung des Buchstaben zu zeigen, zusammengerollt in der hinteren Hosentasche trug. Kraft seiner vorzüglichen Anlagen war er trotzdem immer so ziemlich auf dem Laufenden; nur in der „Charakterbildung“ schien er sich auf der Stufe des „großen Jungen“ so wohl zu fühlen, daß er an einen Fortschritt nicht dachte.

Eines drückend heißen Sommertages brachte der nämliche Stelling einen Hammer mit in die Klasse, und gerade las ein Schüler mit halb entschlummerter Stimme die erschütternden Verse:

Here underneath this little stone
Lies Robert Earl of Huntingdone;
No'er archer was as he so good,
And people called him Robin Hood . . ."

als in der Gegend Stelling's ein ungemein rhythmisches Klopfen ertönte.

„Also mal: was ist das?“ fragte Mr. Belly.
Stelling trat an das offene Fenster, neben dem; er saß, und sagte trocken:

„Das ist also mal ein Zimmermann, Mr. Belly.“
„Also mal: ist gut, setzen Sie sich,“ sagte Belly, dem schon schwiil wurde, wenn Stelling sich einer Sache annahm.

Stelling setzte sich und klopfte.
„Das ist aber doch sehr störend!“ rief jetzt der Nachbar Stelling's mit einem abgefeimten Verneiser im Gesicht.

„Soll ich den Mann also mal bitten, daß er also mal aufhört?“ fragte Stelling bescheiden.

Belly, der der suggestiven Frechheit dieses Jünglings nicht gewachsen war, sagte: „Also mal: bitte, wenn Sie durchaus wollen —?“

Stelling trat wieder ans Fenster und rief mit der Stimme eines versoffenen Feldwebels: „Hören Sie auf!!!“

„Also mal bitte, was ist das für ein Ton!“ rief Mr. Belly erschrocken; „also seien Sie mal höflich, nicht wahr?“

„Ganz, wie Sie wünschen, Herr Belly,“ erwiderte Stelling und begann zu singen:

„Wadrer Zimmermann,
Gast ja Freude dran,

aber uns stört es; möchten Sie nicht die Gewogenheit zeitigen, mit diesem frebelhaften Geballer aufzuhören? — Wie meinen Sie?“

Stelling wandte sich wieder ins Zimmer zurück und sagte mit dem ruhigsten Gesicht:

„Er antwortet: „Pett di man keen hoor in'n foot!““
„Also mal, das ist Plattdeutsch,“ bemerkte Belly sehr richtig, „was heißt das?“

„Das heißt: „Don't run a hair into your foot!““
„Also mal: Das versteh' ich nicht.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Frühling und Vogelwelt.

Wenn die letzten Winterstürme über die deutsche Erde brausen und in der Pflanzenwelt sich fast noch nichts regt, tritt im Leben unserer Singvögel die große bevorstehende Veränderung der Natur deutlich zutage. Die gemäßigten Zonen haben vor den heißen Erdstrichen den Vorzug, unter den Vögeln die eigentlichen Sänger zu besitzen. Was diesen an Pracht und Glanz des Federkleides abgeht, ersetzen sie durch eine ungleich höhere Fierde, durch den Gesang, der im Vorfrühling ausschließlich der Ausdruck des Liebesgefühls ist. Vor der gesunden Beobachtung des Naturforschers erschließt sich die aufsteigende Kette der Empfindungen der Vogelwelt im Frühling vom ersten Nüzansatz bis zur vollendetsten Gliederung. Vom ersten eintönigen Pipsen der suchenden Grasmücke bis zum sonnenhellen Lerchengesang am Himmel spielt der große Telegraphennerb der Liebe. Indessen wäre es verkehrt, den Vogelgesang als alleiniges Produkt des erwachenden Geschlechtstriebes zu betrachten, schon aus dem Grunde, weil diese Vögel auch im Sommer, wo das eigentliche Liebesleben erloschen ist, immer noch singen.

So viel nur gilt als unbestreitbar, daß Grundbedingung des Gesanges Wohlbehagen und Anregung sind. Im Frühling ist die Ursache des Wohlbehagens zunächst Sonnenlicht und Sonnenwärme, die der Vogel, wenigstens der einheimische und nicht nach Süden ziehende, als neuen Lebensimpuls empfindet.

Schon die Sonnentage des zu Ende gehenden Februar, mehr aber noch die milden Märztagel weden den Schlag des Edelfinken, der als schmetternder Frühlingsergruß das Ohr des Naturfreundes wonnig berührt. Auf einem derben Aste sitzt der im neugefärbten Frühlingsskleide prangende Hahn und wetteifert mit neidischen und streitlustigen Nachbarn, die zum Teil schon ihre festen Standorte behaupten und die vom Rückzuge eingewanderten Weibchen zur Paarung drängen. Das Feuer leuchtet im Blick des Freierr, die stolzewölbte Brust hebt sich, als ob der Leib Kühlung verlange, der Schwanz ist im sanften Winkel abwärts mit dem gekrümmten Rücken gedrückt. Ein eiferfüchtiger Nachbar nähert sich nach und nach dem Baume eines anderen Standhahnes. Weibe geraten im Zweikampf aneinander. Erst rücken sie mit gekrümmtem Rücken und ni-bergehaltenem Kopfe von Ast zu Ast schleifend vor. Da gibt es lustige, schallende Turniere, daß die vom Winter noch gestählten weiflichen Schnäbel der Kämpen hell aneinander knappen, wenn sie sich an dem gewölbten Harnische ihrer Brüste oder am Helme ihrer Scheitel versuchen; daß der Schlag der Flügel mit ihrem glänzend weiflichen Wappenselde bei dem aufwirbelnden, echt finkenartigen Luftkämpfe laut erschallt. Und über allem diesem

schmetterter der starke süße Minneschlag Der anderen Finken zum Lobe der holden Finkenfrauen.

Beglückt, wer sich die Gattin erobert in heißem Kampfe! Da ertönen alle die gefeierten Namen der Finkenschläge, besonders der „Bräutigam“ noch einmal so entzündend hell und lieblich, daß die Kästchen der Haseln und die Knospen des Stachelbeerstrauches, sowie die Frühblumen der Gartenbeete vor Luft aufspringen. Dann rauschen die Quellen, und die Wiesen färben sich grüner und grüner, dann hören wir in dem Edelfinkenschlage die wonnige, winterversehrende Melodie Gätts'

Der Schnee zerrinnt,
Der Mai beginnt,
Und Blüten keimen
Auf Gartenbäumen,
Und Vogelschall
Tönt überall.

Unten am Bachufer auf den Weidenbäumen lodt der große Weidenzeifig oder Fitis anmutig melodisch „fiet, fiet“. Bald sehen wir das lieblichste Bild eines Frühlingssängers, und nun richtet er sich auf, die Kehle gen Himmel und läßt sein einziges Frühlingssliedchen von einem mit Kästchen geschmückten Baumzweige hören. Wie die weiflichen Wöllchen der Zephyr leise vor sich her im Aether treibt, so strömt über das friedliche Idyll der Umgebung der Hauch des sanften Liedchens dahin. Alle selige Lust der Natur trägt sich und säuselt auf den zarten Wellen der Strophen. Ein kleines Ding, nicht viel größer als ein Weidenblatt, schwebt das Vögelchen bienenumsummt vom Zweig zu Zweig. Und nun strömt sein Gesang wipfelhernieder mit seinem Diminuendo, als wollte er alles Glück und alle Freude der Seele mit einem Male ausgießen.

Da schallt lauter, vom hohen Kastanienbaum über unseren Häupten das kurze Lied des Baumrotschwänzchens, mit den klangvollen Schlupftönen, die uns mitunter auch an eine kurze Strophe der Nachtigall erinnern. Sein heiteres Wesen findet weiteren Ausdruck im Bittern des roten Schwanzes und in schnellen Wüdlungen. Lauernnd setzt sich das bunte Vögelchen an die Ränder der Gebüsche oder auf niederhängende Baumzweige und stürzt sich ähnlich den Steinmähern und Bürgerarten auf Insekten und Gewürm am Boden. Stürmisch ist sein Liebesverlangen. Unablässig setzt das Männchen dem Weibchen mit feineren und derberen Lieblosungen zu, wügend jagt es den Nebenbuhler vor sich her durch Büsche, Baumzweige, hoch in den Baumkronen, tief am Boden hin, zankend, zerrend, raufend und endlich niederstürzend. Flügel und Steuer gefächert, liegen die Kämpfenden sich gegenüber, der erregte Herzschlag bewegt den ganzen Körper und der Schnabel steht offen. Nach kurzer Frist kämpfen die Hähne zornig weiter und lassen nicht ab, bis der Schwächere besiegt das Feld räumt. Der Sieger lehrt mit triumphierendem, oft im Fluge ausgeführtem Gesange zum Weibchen zurück.

Das ist um die Mitte des April. Die schwellenden Knospen der Bäume leuchten und an. Einzelne Sträucher haben ihre jungen, garten, in Falten gelegten Blättchen hervorgetrieben, die Stachelbeerbüsche stehen ganz im grünen Kleide. Leifses Gezwitscher vernimmt das Ohr. Es tönt aus der Dämmerung des grünen Busches hervor. Das ist ein sonderbares Durcheinander, ein Gemisch von schwägenden, gezogenen, droffel- und amselartigen Tönen. Welche Fülle von Lenz und Liebe schließen diese Töne ein! Das braunbeschnopfte Weibchen hat unseren wiedergelehrten Lieb-ling auf der Heimreise begleitet, tief hält es sich im Gebüsche. Singend sucht das Männchen in Büschen ein behagliches Plätzchen für den Bau eines Nestes, welches aber unvollendet bleibt und nur Ausfluß des ungestümen Paarungstriebes ist. Bald verläßt er die Stelle und beginnt an einer zweiten und dritten Zweiggabel wieder das Spielwerk des Zneinanderflechtens von Halmen. Ein anderes höheres Spielwerk treibt ihn wieder auf die Warte, um von derselben seine Frühling- und Liebeslust in die helle Welt zu singen.

Die Natur ist nach und nach belebter geworden, von allen Seiten tönen wohlbekannte Stimmen zu uns heran. Die klappernde Grasmücke schwächt in Hecken und Büschen und ruft ihre trillernde Strophe dazwischen; die Dorngrasmücke schlüpft durch die das Saatfeld berührende Dornhecke, jagt das Weibchen vor sich her, schwingt sich mit etwas rauh klingendem Allegrogesang in scharfen Wendungen und oft unter einem Purzelbaume in die Höhe und senkt sich dann auf freiem Zweig wieder nieder, die Scheitelfedern hehend. Ein wahres, die angrenzende Flur mit hellen Lauten charakterisierendes Konzert, namentlich in heiteren Morgenstunden, geben uns die lieblichen Sänger.

(Nachdruck verboten.)

Eine Weiberrevolution.

Von M. Andersen Regö.

Berechtigter Uebersetzung aus dem Dänischen von E. Stine.

Schluss

Dort holten sie die Männer ein, die die tote Nachbarin zum Reichenhaufe trugen. Sie war in ihr bestes Gewand gekleidet und unbedeckt, wie es Brauch ist in Andalusien, und lag mit über der

Brust gefalteten Armen, was bedeutete, daß sie Mutter gewesen. Einem jungen Mädchen faltete man nur die Hände und steckte einen Strauß unerschlossener Blüten dazwischen.

Der Schwarm erkannte sie. „Sie ist's! Seht, wie sie uns anlächelt!“ rief ein Weib. „Sie ist eine Heilige, die Heilige des Protes!“ Ein wildes Geschrei brach los, und die Horde umringte die Leichenträger und nahm ihnen die Tote ab. Sie wurde von den fanatischen Weibern in Prozession getragen.

Der Hunger war losgelassen, der zügellose, alles überäußernde Hunger mit zehntausend offenen Mündern. Es gab rohe Flüche, schmutzige Ausrufe, wildes Gelächter. Durch Jacatin trieb der Strom mit der Leiche an der Spitze hinab gegen Bivarrambla. Die Scheiben in Jacatins Prachtläden klirrten vor den Steinwürfen zur Erde, Fensterläden wurden eingeschlagen, Waren verwestet.

Ein junger Gendarmereioffizier, berühmt seiner Schönheit und eleganten Haltung wegen, ritt herbei und wollte den Strom hemmen. Man schrie ihn an und bewarf ihn mit Unrat. „Du, wie abscheulich er ist!“ — „Pui, wie er zu Pferde sitzt!“ — „Brügelst ihn!“ Er konnte sich nicht behaupten, er wandte sein Pferd und eilte fort, indes Rot und Topfscherben auf seine strahlende Uniform niederhagelten.

Sie drängten sich hinein in die große Konditorei, zum Vorstand der Bäckergenossenschaft. „Sag' Pan a oho!“ schrien sie und zielten mit Steinen auf ihn. „Senjoras, Senjoritas!“ versetzte er zitternd, „hier habt ihr Brot, Mehl, Kuchen. Nehmt meinen ganzen Laden, aber wagt es nicht, mich zu berühren!“

„Sag' Pan a oho!“ kreischten ein halbes Hundert Weiber. „Pan a oho,“ murmelte er.

„Hier kann er es leicht sagen, laßt es ihn laut draußen auf der Straße belennen!“ — und sie zerrten ihn aus dem Laden hinaus und zwischen sich fort. Mit Stößen und Schlägen zwangen sie ihn, an dem Rufe teilzunehmen.

„Hört ihr, wie gut der Väter schreit?“

„Er hält es mit uns, der liebe Schah!“

„Wer sollte glauben, daß er es war, der das Brot aufgeschlagen hat!“

„Und wie fett er ist. Der Engel!“

„Und wie gutmütig!“

Sie kniffen ihn in Arme und Beine, sie faßten ihn unters Kinn und lieblossten ihn; eine grinsende Zigeunerin machte Miene, ihn zu küssen. Er sank verzweifelt auf dem Fußdamm zusammen.

Schon schwenkte die Hauptschar mit der Leiche hinaus auf die breite Bivarrambla. Die anderen stürzten nach. Bei der Biegung überraschten sie eine junge Frau, die sich auf dem Wege zur Morgenmesse in der Kathedrale befand. „Sag' Pan a oho!“ schrien sie und umringten sie mit Gelächter. Sie starrte hinein in die wahnsinnigen Gesichter, die unter den Narben so rot glühten, als hätte es Blut geregnet. „Jesus, Madonna, Mutter meiner Seele!“ jammerte sie, zwischen ihnen in die Knie sinkend, „was habe ich getan, daß ich in solche Gesellschaft gerate.“

„Solche Gesellschaft! hört ihr's, sie spuckt uns an!“

„Hebt sie auf!“ schrien einige. „Nehmt sie mit!“

Aber schon war die Hauptschar wieder in Bewegung. „Zum Präfecten! zum Präfecten!“ Man folgte und ließ sie liegen.

Der Präfect wohnte auf der Südseite der Stadt mit der Aussicht über die Vega und Sierra Nevada. Man war soeben aufgestanden, und alle Palastfenster waren der Morgensonne geöffnet.

Innerhalb eines der offenen Fenster des Erdgeschosses mit dazugehörigem Gitter tanzte und trällerte ein junges Mädchen. Sie war in kurzem Morgenkleide und über den Schultern gelöstem Haar — ihre Augen waren groß. Sie übte sich in la Sevillana und hatte an den Händen Kastagnetten, mit langen farbigen Seidenbändern geschmückt, die über die schmalen Handgelenke fielen. Eine Weile stand sie atemschöpfend, denn sie hatte soeben getanzt. Dann mit einemmal schlug sie drei rasche Takte, stemmte die Hände in die Seiten, neigte sich vornüber und begann die lecken Seitentwürfe des Tanzes, während sie sang:

„Ich liebe den Bruder,
Ich liebe die Mutter,
Ich liebe den Vater und andere sehr.
Doch gibt es einen,
— Ich sollte meinen,
— Ich sollte meinen — den lieb' ich noch mehr.“

Und nun blieb sie mit einem Kuck stehen und ging in einen neuen Takt über. Die Arme flogen in die Luft und bewegten sich in weichen Wellenlinien auf und nieder, indes die Hände die Kastagnetten schlugen, die Füße den Tanz traten und ihre Lippen das klimpernde Zwischenspiel der Guitarre nachahmten:

„Plim plimmelim plim,
Kling Klang, Kling Klang,
Plim plimmelim plim“
— usw.

Eine starke Schwenkung zulezt, und sich rundum wie ein Kreis drehend und die Kastagnetten über dem Haupte zusammenschlagend, schloß sie die Tour.

Und von neuem wieder:

„Gut sind sie immer,
Wenn sie nur nimmer
Wenn sie nur immer — Ma und Papa,
So ängstlich täten
Und eifrig spähten,
Ob niemand nachts beim Gitter, ha ha!“

Und die Füße trippelten, die Kastagnetten schallten, und die Lippen trällerten: „Plim plimmelim plim —“

Mitten im Tange hielt sie inne und lachte — sie hatte den Feldruf gehört. Pan a ocho — was das wohl bedeuten mochte? es klang so lustig. Sie stand einen Augenblick und lauschte, die Hände in den Seiten, auf dem Sprunge zu tanzen. Dann machte sie ein paar kleine Hüpfchen, um zu versuchen, ob die neuen Worte sich mit hineinnehmen ließen: „Pan a ocho, Pan a ocho, tra, tra —“ aber es ging nicht recht. Neues Lärmen und Schreien lockte sie ans Fenster, und nun sah sie die ersten der Revolutionsfurien vor den Palast strömen. Sie hatten eine Leiche zwischen sich, und sie hörte sie rufen: „Heraus mit dem Präfecten!“ Mengstlich flüchtete sie aus dem Saal.

Der Türwächter ward zur Seite gestoßen, der Palast überschrems. Man führte den Präfecten im Triumph heraus, und wieder setzte sich der Zug in Bewegung — dem Rathause zu. Dort sollte das Stadtoberhaupt über die Väter zu Gericht sitzen und dem Volke Brot geben.

Der Präfect war barhäuptig und machte Einwände, man schob ihn mit Respekt, aber auch mit großer Bestimmtheit weiter.

Auf dem Rathausplatze wurde Halt gemacht. Der Präfect ersah eine Gelegenheit, durch das Rathausstor zu entschlüpfen. „Gib uns Brot!“ rief die Menge und wollte ihm folgen. Aber die Türe blieb fest verschlossen.

Eine Weile lang heulte man und schrie. Dann legte sich der Lärm und ward zum Gemurmel. Die Menge starrte hinauf zu einem Balkon und wartete, bis der Präfect hervortreten und zu ihr sprechen würde — wie er es immer an Königs Geburtstag tat. Der Präfect aber ließ sich nicht wieder sehen.

Man begann zu drohen, schrie ihm zu und nannte ihn feig und Verräter. „Er hat uns betrogen! — Er hält es mit den Henkern!“ Die Scheiben des Rathauses wurden eingeschlagen, man machte Miene, das Thor zu sprengen. Einige Fußgendarmen rückten gegen das Rathaus vor; sie wurden mit Steinwürfen zurückgetrieben. „Den Präfecten!“ schrie man. „Wir wollen mit dem Präfecten sprechen.“

Da scholl Hufschlag in den Straßen, berittene Gendarmen sprengten in Reih und Glied auf den Platz und hieben mit ihren Säbeln ein. Weiber wurden überritten und niedergeworfen, die hintersten drängten ungestüm vorwärts, um den Säbeln und Pferdeköpfen zu entgehen, einige fielen und wurden von ihren erschreckten Schwestern niedergetreten. Unter Flüchen und schneidenden Schreien flüchteten die zersplitterten Scharen durch die Straßen und überließen den Platz den siegreichen Gendarmen und einigen verwundeten Weibern, die längs des Geländers des Springbrunnens hinkrochen, um zu entkommen. Und mitten auf dem Platze draußen lag die Leiche der verhungerten Mutter, der Hungersmärtyrerin von gestern, der Heiligen von heute.

Die Regierung hatte endlich beschlossen, auf die Forderungen des Hungers zu antworten, und die Weiberrevolution war vorbei.

(Nachdruck verboten.)

Ueber die Schwimmblase der fische.

Das eigentümliche Organ der Fische, das wir Schwimmblase nennen, ist geeignet, in zweifacher Beziehung das Interesse des Forschers und des Laien wachzurufen. Einmal hat die Schwimmblase eine große entwicklungsgeschichtliche Bedeutung, da aus ihr die Lunge hervorgegangen ist, die, zur Atmung in der Luft dienend, den Tieren das Landleben erst ermöglicht hat. Diese Herauentwicklung der Lunge aus der Schwimmblase der Fische macht dem Forscherblick keine Schwierigkeiten. Wohl aber die Frage nach der Funktion der Schwimmblase, nach ihren Aufgaben, der Rolle, die sie im Leben der Fische spielt.

Der Bau der Schwimmblase ist einfach: ein mit Gas gefüllter, nicht allzu dickwandiger Sack, welcher vollkommen geschlossen oder durch einen Gang mit der Speiseröhre, zuweilen auch mit dem Enddarm, verbunden sein kann. Nach einer Erklärung für die Funktion der Schwimmblase suchte als erster der große italienische Physiker Giovanni Alfonso Borelli, der im XVII. Jahrhundert lebte. Er war Haupt der medizinischen Schule der Zatrophytiker oder mechaniker und, aus gesundem Drange heraus, hatte er in seinem Buche „Ueber die Bewegung der Tiere“ es unternommen, die Lebenserscheinungen, vor allem die Tätigkeit der Organe, die der Bewegung dienen, nach mechanischen Gesetzen zu erklären. Er hielt die Schwimmblase für ein Organ des Gleichgewichts und stellte sich dabei die Sache so vor: will der Fisch tiefer ins Wasser hinab, so drückt er die mit Gas gefüllte Schwimmblase mit Hilfe seiner Rumpfmuskeln zu

fammen und wird dadurch schwerer im Verhältnis zum Wasser als früher (oder, wie man sich in der Physik ausdrückt, er bekommt ein höheres spezifisches Gewicht). Will er in höher gelegene Wasserschichten hinauf, so braucht er nur durch wenig Muskelkraft die Schwimmblase auszudehnen, um dann leichter im Verhältnis zum Wasser zu werden. Wir wissen ja aus der Physik, daß ein Körper von höherem spezifischem Gewicht tiefer im Wasser schwimmt, sich im Gleichgewichte befindet, als ein Körper von niedrigerem spezifischem Gewicht — und umgekehrt. So wäre die Schwimmblase für den Fisch im Haushalte seiner Muskelkräfte von ganz außerordentlicher Bedeutung: um sich im Wasser hinunter- oder emporzuarbeiten brauchte er dann ja nicht angestrengt mit seinen Muskeln zu arbeiten, wie es der Vogel in den Lüften tun muß, um der Schwerkraft seines eigenen Körpers entgegenzuarbeiten, sondern er brauchte nur seine Schwimmblase zusammenzubrüden oder auszudehnen und sich so ganz auf sein willkürlich für ihn verändertes spezifisches Gewicht zu verlassen.

Diese einfache Erklärung, die Dorelli gegeben hatte, gewann durch ihr Anlehnen an physikalische Gesetze und befriedigte die Forscher volle zwei Jahrhunderte lang.

Unterschieds ergaben sich aus der Erforschung des feineren Baues der Schwimmblase Tatsachen, die darauf hinführen, daß ihre Aufgabe mit der ihr von Dorelli zugeordneten Rolle wohl nicht erschöpft sei. So wurde festgestellt, daß die Wände der Schwimmblase in Zusammenhang mit dem Labyrinth stehen, jenem Organ, das man früher dem Gehörapparate zurechnete, und das seinerseits mit dem Gehirne verbunden ist. Und daraufhin meinte der Meister der Physiologie Johannes Müller, die Funktion der Schwimmblase habe irgend etwas auch mit dem Gehörapparate zu tun. Dann wurden in den Wänden der Schwimmblase drüsige Gebilde gefunden, die reich an Blutgefäßen waren, und die man „rote Körper“ nannte. Man sagte sich, ihnen falle wohl die Aufgabe zu, die Gase auszuscheiden, die von der Schwimmblase beherbergt werden.

Das waren alles Vorstellungen, die vom Bau der Schwimmblase durch bloßes Denken abgeleitet waren. Es fehlte die direkte Beobachtung darüber, wie sie unter verschiedenen äußeren Bedingungen arbeitet. Ein französischer Forscher Moreau (1878) hatte es unternommen, auf diesem Wege der Frage näherzutreten. Es ist der Weg des Experiments, des Versuchs. Er brachte Fische in ein hohes Wasserbecken, in dem sich über der Wasseroberfläche ein Luftraum befand. Die Tiere schwammen in einer ganz bestimmten Wasserschicht hin und her. Schloß er nun das Wasserbecken und übte auf das Wasser durch eine Luftpumpe, die in den Luftraum führte, einen starken Druck aus, so schwammen die Tiere nach oben, wo der Druck ja um eine entsprechende Wassersäule geringer war; wenn er den Druck kleiner als im offenen Gefäße machte, so schwammen die Tiere nach unten, wo der Druck größer war. Er folgerte nun aus diesen Versuchen, daß die Schwimmblase eines jeden Fisches derjenigen Wasserschicht angepaßt sei, in der dieser Fisch — diese Fischart — lebt und wo ein ganz bestimmter Wasserdruck herrscht. Und eben darin liege die Bedeutung der Schwimmblase: sie verringere — als ein mit Gas gefüllter Sack — das spezifische Gewicht des Fisches und spare ihm so diejenige Muskelkraft, die er sonst dauernd aufwenden müßte, um sich entgegen der Schwerkraft seines Körpers dauernd in einer bestimmten Wasserschicht zu halten. Greifen wir, wie oben, wieder zum Vergleich mit dem Vogel, so dürften wir sagen, die Schwimmblase sei für den Fisch, was die hohlen Knochen für den Vogel, die ihm das Schweben in den Lüften erleichtern. Dagegen muß auch der Fisch, ganz so wie es der Vogel tut, sich durch Aufwendung von großer Muskelkraft nach oben und nach unten im Wasser durcharbeiten, wenn er aus der Wasserschicht heraus will, in der er dauernd lebt und der seine Schwimmblase angepaßt ist.

Hatte der Forscher nun recht mit dieser Folgerung, die das gerade Gegenteil von dem ist, was Dorelli behauptete? Und wie ist es mit den eigentümlichen Beziehungen der Schwimmblase zum Labyrinth und zum Gehirn? Und nun kommt noch hinzu, daß die Wissenschaft in bezug auf das Labyrinth gründlich die Anschauung geändert hat. Wir rechnen heute das Labyrinth, das bei den höheren Tieren neben dem eigentlichen Gehörapparate gelegen ist, nicht mehr zu diesem. Es steht fest, daß das Labyrinth ein Organ darstellt, dessen Aufgabe es ist, über die Lage, die der Tierkörper im Raume einnimmt, zu wachen, um, wenn Abweichungen von der richtigen, normalen Körperlage vorgekommen sind, dem Gehirn davon Bericht zu erstatten. Und von diesem werden Muskelbewegungen eingeleitet, die die falsche Lage korrigieren. Man sagt vom Labyrinth, es diene zur Orientierung im Raume.

Untersuchungen, die auf der zoologischen Station in Neapel angestellt worden sind, sind wohl geeignet einiges Licht auf diese Frage zu werfen. (Vergl. Silvestro Magliani: Zur Physiologie der Schwimmblase der Fische, Zeitschrift für allgemeine Physiologie, Band VIII.) Vor allen Dingen muß festgestellt werden, daß nicht alle Fische eine Schwimmblase besitzen. Sie fehlt den Grundfischen, die sich dauernd auf dem Meeresboden aufhalten; dagegen ist sie bei allen Fischen vorhanden, die frei im Wasser schweben. Besonders Interesse beanspruchen nun diejenigen Grundfische, die in ihrem Jugendstadium frei im Wasser schweben: im Jugendstadium besitzen sie eine Schwimmblase, die mit dem weiteren Wachstum des Tieres verliert, um schließlich ganz zu ver-

schwinden. Das konnte nun in allen Einzelheiten an einem Fische, der im Golf von Neapel lebt (*Uranoscopus Scaber*) festgestellt werden.

Diese auffälligen Tatsachen finden ihre Erklärung, wenn wir die oben gekennzeichnete Vorstellung von Moreau über die Funktion der Schwimmblase annehmen. Die Grundfische brauchen nicht gegen die Schwerkraft ihres Körpers anzulämpfen: sie schweben ja nicht im Wasser, sondern befinden sich dauernd auf dem Meeresboden. Sie bedürfen darum auch der Schwimmblase nicht.

Die Versuche, die zur Kontrolle der von Moreau vorgenommenen ausgeführt wurden, zeigten dieselben Resultate. Warum schwimmt nun der Fisch nach oben, wenn der Druck im Wasserbecken erhöht wird? Eine Drucksteigerung hat die physikalische Folge, daß die Schwimmblase zusammengebrückt wird. Der Fisch sucht dieser Störung auszuweichen: er schwimmt nach oben, wo der Druck geringer ist. Umgekehrt ist es bei einer Verminderung des Druckes. Stellen wir uns nun vor, ein frei im Wasser schwebender Fisch würde in der von ihm bewohnten Wasserschicht vom Feinde verfolgt, oder er müsse auf Futtersfang ausgehen. Er käme dabei zuweilen dazu, die Wasserschicht, der seine Schwimmblase angepaßt ist, zeitweilig zu verlassen. Er muß sich nun durch Aufwendung von Muskelkraft im Wasser heraus- oder herunterarbeiten, ähnlich dem Vogel in der Luft. Nun hat er seine Arbeit getan: wie kommt er aber in die heimische Wasserschicht zurück, woran soll er sie erkennen, wie orientiert er sich in den umgebenden Wassermassen? Da springt nun die Schwimmblase ein, aber in einem ganz anderen Sinne als bei Dorelli. Durch die veränderten Druckverhältnisse ist sie zusammengepreßt oder ausgedehnt worden, wie gesagt — rein physikalisch. Nun ist neuerdings nachgewiesen worden, daß in den Wandungen der Schwimmblase Endigungen von Nerven sich ausbreiten. Durch die Dehnung oder Zusammenpressung werden diese gereizt. Der Reiz wird zum Labyrinth geleitet und weiter zum Gehirn. Und vom Gehirn aus werden dann jene Muskelbewegungen eingeleitet, die das Tier in die normale Lage, in die normale Wasserschicht zurückbringen. Es ist ganz derselbe Mechanismus — mit Ausschaltung des Labyrinths —, der die Lungenatmung der Luftatmenden Tiere regelt. Durch Dehnung der Lunge am Ende der Einatmung und Zusammenfallen am Ende der Ausatmung werden Nervenendigungen gereizt, der Reiz wird zu einem Gehirn geleitet, von wo aus bestimmte Muskelbewegungen angeregt werden, die nach der Einatmung zu einer Ausatmung führen, nach dieser wieder zu einer Einatmung, und so fort. Und die Lunge ist ja nachweislich aus der Schwimmblase der Fische entstanden!

Es ergab sich auch aus den Versuchen, daß in einer geschlossenen Schwimmblase, aus der durch einen winzigen Stich alles Gas herausgelassen war, nach einiger Zeit neues Gas ausgeschieden wurde. Wohl mit Recht werden die drüsigen Körper in den Wandungen der Schwimmblase als die Lieferanten dieses Gases (hauptsächlich Sauerstoff) angesehen.

Kleines feuilleton.

Psychologisches.

Eine neue optische Täuschung. Das Gebiet der optischen Täuschungen scheint von unbegrenztem Umfang zu sein, denn es finden sich von Zeit zu Zeit noch immer neue Entdeckungen dieser Art. Eine solche macht jetzt Dr. Fraser im Journal für Psychologie bekannt. Sie gehört zu den sogenannten Richtungs-täuschungen und benutzt als einfaches Material eine aus schwarzen und weißen Fäden zusammengebrochte Schnur. Die Täuschung wird eine geradezu verblüffende, wenn man als Unterlage für die aus solcher Schnur gebildeten Zeichen ein Schachbrett benutzt oder, noch besser, ein Papier, das in derselben Weise, aber mit kleineren, abwechselnd schwarz und weißen Quadraten gemustert ist. Man schneide die schwarzweiße Schnur in Stücke von verschiedener Länge, so daß man bequem Buchstaben daraus zusammensetzen kann. Am besten werden sich dafür die großen lateinischen Buchstaben in Druckschrift eignen, weil sie die einfachsten Umrisse haben, die nur aus geraden Linien bestehen. Dr. Fraser gibt ein Beispiel, wobei die vier Buchstaben L I F E aus einer derartigen Schnur gebildet und dann vollständig parallel neben einander auf die karierte Unterlage gelegt worden sind. Betrachtet man diese Buchstaben, so ist es gar nicht möglich, sich der Täuschung zu erwehren, daß sie nicht senkrecht, sondern schief stehen, und zwar jeder Buchstabe in einem anderen Winkel. Der Grad der Täuschung ist abhängig von dem Drehungswinkel, den die schwarzen und weißen Fäden in der Schnur bilden. Außerdem kann die Illusion noch erheblich verstärkt werden, wenn das Schachbrettmuster aus schwarzen, weißen und grauen Quadraten derart hergestellt wird, daß die drei Farben sich in bestimmter Weise diagonal schneiden. Die Täuschung ist eine so vollkommene, daß es notwendig erscheint, sich zu vergewissern, daß die Buchstaben in Wirklichkeit gerade stehen, was man leicht damit erzielen kann, daß man Buchstaben von derselben Größe aus schwarzem Papier ausschneidet und die aus den Fäden zusammengesetzten Buchstaben damit bedeckt. Dann verschwindet selbstverständlich die Illusion, und man sieht die Buchstaben senkrecht nebeneinander.